

Die weissen Räte

Von Walter Heide

Diese märchenhafte Geschichte spielt in jener weit zurückliegenden Zeit, der wir uns heute kaum noch erinnern können. Damals lebte der ebenso kluge wie milde Kalif Abbas Villah noch, was soviel heißt wie Abbas von Gottes Gnaden, der regierte in jenem Lande, das fünf Minuten hinter Mitternacht liegt und von jüngeren Forschern immer wieder neuentdeckt wird.

Wenn Abbas Villah aus den Fenstern seines Schlosses, das in Pracht die Spitze eines Berges schmückte, in die weiten Ebenen seines Reiches sah, wenn er die grünen Fluren und Wälder, die fremdbüchigen Dörfer und Städte, die Türme und dampfenden Essen der Fabriken schaute, dann sagte er leuchtenden Auges zu seinem Großwesir: „Leben wir nicht im geeignetsten Lande der Welt?“

Und der Großwesir verbogte sich tief und erwiderte: „Erhabener Herrscher, es gibt kein glücklicheres Reich auf allen Gestirnen des Weltalls!“

Da lächelte der Kalif freundlich: „So laß uns auf die Jagd reiten, Wesir. Mein Herz hüpfet beim Klange des Jagdhorns, und das Gebell der Meute ist liebliche Musik in meinen Ohren.“

Als sie nun in dem tiefen, dunklen Wald zogen, kamen sie aus dem Sommer in den Winter. Schnee deckte Pfad und Zweig, alle Bäche waren vereist, alle Teiche zugefroren. Aber dem Wilde waren Schutzbüten erbaut und den Vögeln überdachte Futterplätze errichtet. Mitten im Walde, nahe am Jagdschloß des Kalifen, erhob sich ein herrliches Häuschen für Fasanen und Truthühner mit einer großen Kisterei. Hier stand der Kalif gern und fütterte eigenhändig seine bunten, goldschimmernden Lieblinge. So tat er auch heute. Und sagte: „Ein wahrer Regierer sorgt auch für die geringsten Wesen in seinem Lande.“

Der Großwesir berührte mit seiner Stirn den Schnee der Erde. „Im Reiche eurer Erhabenheit fällt kein Sperling verhungert vom Baum.“

Fröhlich lächelte der Kalif, griff in die rechte Rodtasche und zog einen funkelnden Orden hervor: „Dies für deine Klugheit und Treue!“

Während der Minister sich überglücklich mit frammelnenden Worten bedankte, ertönte plötzlich Geschrei. Diener brachten einen Mann in ärmlichem Gewande herangeschleppt und hieben roh auf ihn ein. „Sonne der Welt,“ riefen sie und warfen sich in den Schnee, „dieser Mann ist ein gemeiner Dieb!“

„Ein Dieb?“ Abbas Villah richtete sich streng auf. „Weißt du nicht, Unglücklicher, daß die Hand abgehauen wird, die sich am heiligen Eigentume vergreift?“

„Ich weiß es.“ Der Mann wandte sein verhärmtes Gesicht offen dem Kalifen zu. „Aber Hunger, o Herr, ist stärker als Furcht. Darum nahm ich mir einige Handvoll Mais aus deinem großen Vorrat. Meiner Frau, meinen armen Kindern wollte ich ihn bringen. Deine

Truthühner, so dachte ich, werden darum nicht minder fett.“

„Wesir?!“

Der beugte tief den Rücken: „Größter aller Sterblichen, der Mann lügt! Ich hörte nie, daß Menschen Mais essen.“

„Ich lüge nicht!“ Der Dieb griff in seine Tasche, holte einige der goldgelben Körner hervor und verschlang sie gierig. „Prächtig schmecken sie!“

„Aha!“ Der Kalif lächelte. „Du gehörst zu jenen lustigen Sonderlingen, die Braten und Forelle verachten.“

„Herr!“ Der andere blickte ihn ernst an. „Du spottest meiner. Dreiundzwanzig Jahre arbeitete ich in den großen Fabriken von Barcel-Mandib. Ich erwartete keine Reichtümer, aber ich freistete mit meiner Familie das Leben. Nun hat man mich auf die Straße gewiesen, weil, wie sie sagen, meine Hände überflüssig geworden sind. Wie ich auch suchte — ich fand keine Arbeit mehr. Da ergriff mich schließlich die Verzweiflung; ich stürzte fort in den Wald, um mich — ach, verzeihe mir, Herr! — an einem deiner Bäume zu erhängen. Ein Zufall führte mich an diese Futterstelle. Ich nahm es als ewigen Wink des Fatums: daß ich noch leben solle. Ich ah von dem Mais, und — ja, verzeih mir Herr! — der Mann schrie schluchzend auf — „an jedem Tage wollte ich hierher schleichen und mir drei Hände voll von dem köstlichen Mais deiner Truthühner nehmen.“

Am Gesicht des Großwesirs flammte die Rote des Hornes auf. Er schrie: „Wir werden dir beide Hände abhandeln, du frecher Dieb!“

Abbas Villah erhob streng die Hand: „Schweige! Du hast mich belogen. Dieser Mann ist nicht glücklich!“ Und er griff in seine linke Rodtasche, zog eine seidene Schnur hervor und überreichte sie dem Minister.

Der erschrak fürchterlich, wurde weiß wie der Schnee auf den Zweigen und entfernte sich mit schlatternden Knien. Zum Diebe aber sprach der Kalif: „Nimm dir von dem Mais soviel du tragen kannst. Ich will fröhliche Gesichter in meinem Lande sehen.“

„Dank, Herr, Dank! O könntest du doch allen meinen armen Brüdern helfen!“

„Wie? Eracht es noch anderen so wie dir?“

„Vielen, Herr, sehr vielen!“

Da verblüfferte sich das Gesicht des Kalifen. Er redete sich auf: „Euch allen wird geholfen werden! Gehe ruhig nach Hause.“ Und er wandte sich zu seinem Gefolge und winkte mit dem Zeigefinger. Da kam ein neuer Großwesir. „Rate mir,“ sagte der Kalif, „jener Mann behauptete, daß es vielen Bürgern meines Reiches an Arbeit und Brot mangelte. Es ist mein Wille, daß dem abgeholfen werde.“

„Erhabenster aller Erhabenen!“ Der neue Großwesir kniete dreimal den Saum des Kalifengewandes. „Verzeihe, wenn meine Gedanken einen anderen Weg wandeln. Höre: die Faulheit und milde Begehrlichkeit geht um im Lande.

Nach höherem, immer höherem Lohn schreien sie, nach längerer Muße, ja sogar nach Abschaffung des Besitzes. Unter tausend ist kaum einer, den wirkliches Unglück verfolgt. Dem Fleißigen, dem Willigen, dem Demütigen stehen Hundert Tore offen. Nicht Milde rettet das Volk, Erhabener, nur Strenge und eisenharte Faust zwingen es zurück in ein ruhiges, zufriedenes Leben.

Abbas Villah reckte sich hoch auf und rief flammenden Auges: Wohlan denn! So schaffe neue und harte Gesetze! Alle aber, die wirklich vom Unglück geplagt sind und unfreiwillig Tüchtigkeit und Brot entbehren, rufe für den dritten Tag von morgen an vor die Tore meines Palastes, damit ihnen geholfen werde.“

„Großmächtiger aller Mächtigen!“ Der Minister schlug dreimal erschrocken mit der Stirn auf den Erdboden. „Laß ab von deiner göttlichen Milde! Niemand verdient sie.“

Abbas Villah blickte düster: „Die Fausen werden nicht kommen. Tu wie ich dir sage!“

Mit einem tiefen Seufzer erhob sich der Großwesir. Und er sandte Boten aus, die im ganzen Lande den Willen des Kalifen verkündeten.

Am vierten Tage saß der Kalif inmitten aller seiner Minister und Räte in dem größten Saal seines Palastes auf dem goldenen Thron und regierte voll Eifer. „Und nun, Großwesir,“ er hob befehlend die Hand, „laß die Unglücklichen hereinführen, daß ich aus ihrem eigenen Munde ihre Klage vernehme!“

„Strahlender Stern am Firmamente des Alls!“ Der Großwesir kniete nieder und küßte die Stufen des Thrones. „Der hungerrnde Pöbel murret — und sofern du die Tore öffnen lässest, bricht die Empörung in wilden Massen herein.“

„In Massen? Sind es so viele, die arbeiten wollen?“ Der Kalif trat zum Fenster und wich erschrocken zurück. Die Ebene, die noch gestern hell im Sonnenlichte blinkte, düsterte nun schwarz von Menschen zu ihm auf. Und aus der riesenhaften dunklen Flut von Köpfen reckten sich Zehntausende von Händen empor, und wie Donnergeroll umbrandete den Palast der brausende, gellende Ruf: „Arbeit! . . . Brot! . . . Brot! . . . Arbeit!“

Da wankte der Kalif vor großem Entsetzen. Sein Antlitz ward weiß wie der lichte Marmor an den Wänden. . . „Lügner!“ schrie er mit bleichen Lippen. „Infamer Lügner, sie alle wollen arbeiten!“

Der Großwesir lag winzelnd auf den Knien: „Gnade! . . . Gnade, himmlische Majestät! Ich selber twachte es nicht!“

Abbas Villah griff in die linke Rodtasche und zog eine seidene Schnur hervor: „Geh, hänge dich auf, wenn du nichts weißt.“ Und er winkte mit dem Zeigefinger, und ein neuer Großwesir kam. „Rate mir! Wie schaff ich ihnen lustige Gesichter?“

„Sonne der Welt!“ Der neue Großwesir kniete in der Mitte ein. „In allen Papieren

Tagwerden

Schwarz gähnt's um dich,
Der Wind geht kalt
und Schauer und Schwaden
ziehn durch den Wald.

Der Wind springt auf,
zerbricht die Nacht.
Ein Funken erglüht schon
und wächst und wachet.

Du fühlst in dir
das Glühn, das Wehn.
Aus Flamme und Sturm wird
dein Tag erstehn.

Hans Honheiser.

Auch der Baron hielt ihm einen Revolver entgegen. Da hob Jimmy die Arme und sagte: „Nun, meine Gnädige. Wie ich sehe, bin ich hineingefallen.“

„Trösten Sie sich, Mr. Randall“, erwiderte die Fremde, das ist schon viel Klügeren passiert.“

Und während der „Baron“ dem Juwelier die Waffe an die Schläfe hielt, klabte seine Partnerin sämtliche Brillanten zusammen und versorgte sie in ihrem Täschchen. Dann steckte sie Randall ein Seidentuch als Knebel in den Mund, fesselte ihm die Hände und band sie ihm auf den Rücken. Dann horchten die zwei einen Augenblick. Nichts rührte sich. Der „Baron“ öffnete nun rasch die Samportiere, prallte aber sofort mit einem unterdrückten Fluch zurück. Eine eiserne Gittertür war dort wie durch ein Wunder emporgegangen. Die Frau stürzte sich auf Randall, riß ihm den Knebel aus dem Mund und fuhr ihn an:

„Öffnen Sie sofort diese Tür!“

„Warum denn?“ fragte Jimmy.

„Um nicht eine Portion Blei in den Schädel zu bekommen.“

„Schauen Sie“, sagte Jimmy gleichmütig, „Sie sind doch viel zu vernünftig, um nicht zu wissen, daß für Diebe das Gefängnis, für Mörder aber der Galgen ist. Binden Sie mir also die Hände auf, und alles weitere wird sich ordnen lassen.“

Der Gefesselte wurde also aufgebunden, und die Brillanten wanderten wieder in den Geldschrank, zugleich aber auch die Revolver, die sich der Juwelier hatte ausfolgen lassen. Hierauf entfernten sich die Besucher wortlos. Jimmy setzte sich nun an den Schreibtisch, und während er sich den Schweiß von der Stirn wusch, betrachtete er mit sichtlichster Zufriedenheit die auf dem Fußboden montierten zwei Taster, die die Gittertür auf- und abgehen ließen.

Da hörte er plötzlich erregte Stimmen, und die Tür wurde aufgerissen. Mr. Randall blickte empor: die „Prinzessin“ und ihr Begleiter waren wieder da, diesmal mit Gewalt in das Zimmer hineingestoben. Erstaunt sah der Juwelier, daß beide gefesselt waren. Ein großer, dicker, jovial dreinschauender Mann kam hinterher, und zuletzt erschien der Bürodienner Stevens zwischen zwei dunkel gekleideten Männern. Der Dicke trat an Jimmy heran und jagte lächelnd:

„Guten Tag, Mr. Randall. Ich bin der Polizeiagent MacDuff. Wie es scheint, komme ich gerade im richtigen Augenblick. Erzählen Sie mir, bitte, alles ausführlich.“

„Vielen Dank, Herr Inspektor“, erwiderte der Juwelier. „Da aber die Ware wieder zustandgebracht ist, so möchte ich keine Anzeige erstatten.“

Der Inspektor zuckte bedauernd die Achseln. „Ganz unmöglich, die Anzeige muß gemacht wer-

meiner Ahnen fand ich ein einfaches Rezept. Es lautet: Sauer macht lustig! Darum, Licht der Erde, gib ihnen jene Zuspeise. Die Gurken- und Kürbisernte ist gut geraten; riesige Kässer in den Kellern deines Schlosses bergen sie, die fein säuerlich duftet. Verteile sie an die Armen, und sie werden fröhlich werden.“

Da atmete Abbas Villah auf und befaß sich so.

Hunderte von betretenen Dienern gingen mit großen Schüsseln durch die Menge und riefen: „Nehmt! Dies spendet euch die Gnade unseres weisen und milden Kalifen Abbas Villah!“

Gierige Hände griffen zu. Tausende hungrierer Mäuler aßen. Viele aber stießen die Schüsseln von sich und sprachen finster: „Es ist uns Arbeit verheißen. Bringt uns erst die Mahlzeit und dann das Kompott!“

„Undankbare!“ Die Diener grollten. „Wo denn soll unser Herr die viele Arbeit hernehmen?“

Da erwachte ein wildes und böhnisches Lachen in der großen, weiten Ebene. So laut scholl es und so stürmisch, daß die Mauern des Palastes erzitterten. Der Kalif hörte es: „Sind sie nun fröhlich, Wesir?“

„Edelster aller Edlen!“ Der Großwesir sank in die Knie und küßte ihm dreimal die Schuhspitzen. „Nächte nicht mehr der Unzufriedenen!“

Abbas Villah blickte finster in die Ebene vor seinen Fenstern. „So beseitige die Unzufriedenheit! Woau habe ich Räte, wenn sie sich keinen Rat wissen?“

„Mächtiger, das Problem ist unsagbar schwierig. Gib uns Zeit, es zu erwägen.“

„So rufe neue Räte herbei! Laß sie sich drängen zu meiner Schatzkammer! Wir wollen weder Gelder noch Hirn sparen!“

Und es kamen neue Räte und neue Wesire, und immer wieder neue Räte und neue Wesire — bis der große Saal gefüllt war und kein neuer Rat mehr hineinging.

Und sie alle senkten die Köpfe und begannen nachzudenken. Es wurde so totenstill im Palast, daß man wieder die drohenden Rufe aus der Ebene hörte: „Arbeit!... Brot!“. Sie waren wie Sturm, in dem die Mauern des Schlosses schaukelten.

Draußen aber gingen geschäftig die betretenen Diener umher und flüsteren: „Still! Um Gotteswillen, seid still! Die Räte erwägen eure Not. Stört sie nicht.“

Von den Stürmen der Räte im Marmorsaale rann der Schweiß. Er bildete kleine Bäche, dann Flüsse, ward zu Strom und Meer und rann in die Ebene hinaus. Viele flüchteten, viele ertranken.

Die Räte aber erwogen wohl an die zwanzig Jahre und mehr. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann erwägen sie heute noch.

Hoheit kauft Brillanten

Von Gaston Cluffo.

Das Telephon schrillte. Mr. Jimmy Randall, London, Brillanten en gros, nahm die Hörmuschel zur Hand. Eine Stimme stellte sich vor als Baron von Rheinbrück, Kammerherr der Prinzessin von Schwarzbach-Morgen, Gemahlin des Prinzen Joachim. Jimmy gab seiner Freude Ausdruck und fragte, was ihm die Ehre verschaffe. Die Stimme erklärte, die Prinzessin wollte Brillanten kaufen und lasse anfragen, wann Herr Randall im Büro sei.

Jimmy antwortete, er bliebe bis halb ein Uhr im Geschäft. Die Stimme dankte höflich. „A propos“, fragte Randall, „wo ist die Prinzessin abgestiegen?“ „Im Riz Carlton“, bekam er zur Antwort.

Nachdem der Juwelier die Hörmuschel wieder angehängt hatte, rief er den Direktor des „Carlton“ an, um Erkundigungen einzuziehen. Die Prinzessin wohnte tatsächlich in diesem Hotel, und es war ihr Kammerherr, der sich mit dem wohlklingenden Namen vorgestellt hatte. Wie die Prinzessin aussehe? Groß, blond. Ob sie reich sei? Ja. „Mein, nein, nichts zu fürchten, Mr. Randall. Sie können beruhigt sein!“

Es waren noch nicht zehn Minuten vergangen, als der Bürodienner Stevens auf der Schwelle erschien und einen Besuch anmeldete. Eine junge, blonde, sehr liebreizend aussehende Dame trat ein, gefolgt von einem baumlangen, steifen Herrn. Mit einem freundlichen Lächeln sagte sie:

„Guten Tag, Mr. Randall. Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

„Ist mir eine große Ehre, Hoheit. Bitte gütigst Platz zu nehmen.“

„Danke Mr. Randall, Baron v. Rheinbrück, mein Kammerherr.“

Jimmy verneigte sich und bot dem Herrn ebenfalls einen Stuhl an.

Als sich beide gesetzt hatten, begann die Prinzessin:

„Man hat mir gesagt, Mr. Randall, Sie hätten die schönsten Brillanten von ganz England.“

Jimmy machte eine Geste, die seine Bescheidenheit ausdrücken sollte.

„Mein Mann will mir ein Geschenk machen“, fuhr die Prinzessin fort, „und überläßt mir die Wahl. Ich habe mich für eine Kopie des Brillantenschmucks entschieden, den Zar Paul I. seiner Favoritin schenkte. Dieser Schmuck ist wohl verlorengegangen, aber die Zeichnung blieb erhalten. Baron, haben Sie die Güte, das Blatt Mr. Randall zu zeigen.“

Der Baron zog einen Bogen aus der Tasche hervor und reichte ihn dem Juwelier, der ihn auf den Tisch ausbreitete. Der Schmuck bestand aus Diamanten, Halsband, Ohrringen und Armbändern, und zeigte eine Anzahl Brillanten, darunter viele von der Größe einer Haselnuß.

„Ja, Hoheit. Dieser Schmuck könnte nachgemacht werden.“

„Und Sie hätten die passenden Brillanten?“

„Ohne Zweifel.“

„Möchten Sie mir sie zeigen?“

Randall öffnete den Gekloßschrank, nahm das Paket Brillanten heraus und öffnete es. Das ganze Zimmer begann plötzlich zu leuchten. Da meldete sich die Prinzessin:

„Ich habe von meinen Brillanten einige mitgebracht, die man für den Schmuck wohl verwenden könnte; sie sind hier in meinem Täschchen. Schauen Sie.“ Rasch öffnete sie das Täschchen, fuhr mit der rechten Hand hinein und zog — einen reizenden Revolver hervor, den sie Randall an die Brust setzte.

„Hände hoch, Mr. Randall! Keine Bewegung.“

Der Juwelier warf einen Blick zur Seite.

den. Und jetzt geben Sie mir die Revolver, mit denen Sie bedroht wurden. Ich muß diese Waffen in meinem Protokoll beschreiben."

Randall öffnete den Geldschrank und überreichte dem Inspektor die beiden Revolver. Der Agent steckte den kleineren in die Tasche.

"Danke, Mr. Randall", sagte er und legte ihm den Revolver an die Schläfe:

"Und jetzt haben Sie die Freundlichkeit, mir die Brillanten auszufolgen."

Randall sah die „Prinzessin“ an und dann den „Baton“: Beide hatten sich ihrer Handschellen entledigt und fesselten nun den armen Stevens wie ein hilfloses Lamm. Das Palet Brillanten kam also nochmals aus dem Schrank hervor und wanderte in das Täschchen der Dame. Dem Juwelier aber wurden Schellen angelegt, und, nachdem man ihn geknebelt hatte, legte man ihn auf einen Divan. Dann ging der „Inspektor“ zur Tür, schob die Portiere etwas auseinander, und horchte einen Augenblick.

„Fertig?“ fragte er leise gegen das Zimmer.

„Fertig!“ antworteten die anderen. Der „Inspektor“ öffnete nun vorsichtig die Tür und steckte den Kopf hinaus, zog ihn aber sofort wieder zurück, worauf er eiligst die Tür schloß.

Alle sahen ihn erschrocken an.

„In das Kontor ist eine Ihrer Stenotypistinnen gekommen“, sagte der „Inspektor“ mit gedämpfter Stimme. Und den Zeigefinger an die Lippen haltend, trat er an Jimmy heran.

„Mr. Randall“, sagte er freundlich, „Jetzt müssen Sie sich entscheiden: Entweder Sie gehen zum Telefon und sagen der Dame, sie solle sich entfernen — einen Vorwand dafür werden Sie schon finden — oder Ihre letzte Minute hat geschlagen.“

Jimmy nickte zustimmend. Er wurde aufgehoben und von den Fesseln wie auch vom Knebel befreit, worauf ihn der „Inspektor“ unter die Arme faßte und zum Telefon führte. Jimmy rief:

„Hallo, hallo, wer dort? Ach Sie, Fräulein Morton. Hören Sie mich, bitte. Ich bin hier im Zimmer mit einigen Freunden und will absolut nicht gestört werden. Haben Sie also die Güte, zu mir nach Hause zu gehen und meiner Frau zu sagen, daß ich heute zum Mittagessen nicht komme. Natürlich, meiner Frau. Es tut mir leid.“

Sie bemühen zu müssen, aber unser Haustelefon funktioniert nicht.“

Jimmy legte den Hörer weg. Der „Inspektor“ ging nun zur Tür und horchte. Nach kurzer Zeit schaute er hinaus, trat dann auf den Korridor und kam sofort wieder zurück.

„Der Weg ist frei“, sagte er zufrieden.

„So, jetzt schnell noch Mr. Randall das Taschentuch in den Mund, während du, Henriette, beim Fenster aufpassen wirst, ob sich nicht etwas Verdächtigtes rührt.“ Jimmy wurde wieder gebunden, geknebelt, und auf den Divan gelegt, und als Henriette meldete, sie sehe nichts Besonderes, verließen die Gauner das Zimmer und gingen hinunter. Der „Inspektor“ hatte aber den Kopf noch nicht beim Haustor draußen, als er ihn auch sofort wieder zurückzog. Doch zu spät. Das Tor wurde aufgestoßen, eine Schar Polizisten stürmte mit vorgestreckten Revolvern ins Haus und umringte die Bande, die in wenigen Minuten gefesselt war. Da erschien Fräulein Morton und fragte den Polizeikommissär:

„Kann ich nachschauen, was mit dem armen Mr. Randall geschehen ist?“

„Sicherlich, mein Fräulein“, antwortete der Kommissär. „Wir können ja zusammengehen. Zeigen Sie mir, bitte, den Weg.“

Sie gingen hinauf und fanden Jimmy auf dem Divan. Bald darauf sah er an seinem Schreibtisch, und die Brillanten kehrten nun endgültig in seinen Geldschrank zurück.

Nach beendeter Amtshandlung bat Jimmy Fräulein Morton, neben ihm Platz zu nehmen. Dann sagte er:

„Ich bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet, liebes Fräulein. Wie haben Sie es eraten, daß ich, während ich telephonierte, die Mündung eines Revolvers an der Schläfe hatte?“

„Das ist ganz einfach, Mr. Randall“, antwortete das Mädchen. „Sie gaben mir den Auftrag, Ihre Frau zu verständigen, ich weiß aber, daß Sie ledig sind. Da dachte ich mir sofort, hier sei etwas nicht in Ordnung und lief zur Polizei.“

Jimmy schaute das Mädchen lange an und sah, wie sie erröte. Dann sagte er:

„Fräulein Morton, Sie sind wirklich ein sehr kluges Mädchen.“

„Es freut mich, Mr. Randall, daß Sie nach drei Jahren schließlich darauf gekommen sind.“



Sie baden sich wohl?!



Die wollen wir mal auseindertreiben!



Ach so — —

einem der unzugänglichsten Teile der afrikanischen Wildnis vom Badezimmer erzählen. Aber es war schon so, jeden Morgen und jeden Abend füllte der eingeborene Diener die Bäder mit kristallklarem Wasser.

Die Fußböden der Wohnräume bedeckten wir mit Tierfellen, wir wollten aber keine Jagd, wenn nicht die Wilderjagd, ausüben. Töteten wir einen Löwen oder Elefanten, so geschah es in der Notwehr und nicht aus jagdlichem Ehrgeiz. Wir schossen nur dann, wenn es unbedingt nötig war.

Ein Herd wurde gleich am ersten Tag fertig. Er wurde aus Steinen gebaut, die nach Größe und Farbe besonders ausgewählt waren. Ein Koch mit mehreren Gehilfen schaltete hier und hielt alles Geschirer blitzblank.

Merkwürdigerweise ist Osa nicht bei einem Zusammenstoß mit wilden Tieren in ernstlicher Gefahr gewesen, sondern am Herd. Wir waren dabei, ein schönes junges Suhn zu kochen. Osa hatte es entsprechend vorbereitet; sie wickelte es in ein feuchtes Tuch, legte es in eine Grube in der Erde und bedeckte es mit heißer Asche. Ueber das Ganze tat sie dann eine dicke Schicht Sand, um die Hitze zu halten.

Nach ungefähr zwei Stunden mußte das Tier gar fein. Auf ihr Geheiß öffnete der schwarze Koch das Loch. Da gab es einen lauten Krach, ein heißer Stein sauste dicht hinter Osas Kopf vorbei und rief einem Träger die Wade auf. Hätte sich Osa nicht gerade zur Seite gedreht, wäre sie vielleicht getötet worden.

Später stellte ich fest, daß dies kein ungewöhnliches Ereignis war. Die Steine dieser Gegend zerspringen oft, wenn sie erhitzt werden. Sie sind vulkanischen Ursprungs und enthalten Gase, die sich beim Erhitzen ausdehnen und so ein Versten herbeiführen. Die Eingeborenen erzählen von manchen auf diese Weise verursachten Unfällen.

Osa war glücklich, als ich die Waschtücher einrichtete. Ich hatte ein besonderes Gebäude dafür herstellen lassen, wo unsere Wäsche in großen Bütteln behandelt wurde. Reines heißes

Robinsonade im afrikanischen Busch

Heiße Steine sausen durch die Luft

Zahrelang lebten Martin und Osa Johnson, das berühmte amerikanische Ehepaar, in einer kleinen Hütte im afrikanischen Busch. Jetzt sind sie mit zwei schweren Flugmaschinen in die ostafrikanischen Großwild-Paradiese zurückgekehrt, um völlig zurückgezogen von jeder Zivilisation ein Leben der Abenteuer zu führen. In ihrem „Simba“ erzählen die wagemutigen Eheleute, wie sie im afrikanischen Busch lebten.

Wir lebten wie eine Robinson-Familie. Natürlich waren wir mit Autos und Raschenschuppen, mit Chemikalien und technischer Ausrüstung ganz moderne Robinsons. Andererseits wieder waren wir ursprünglich genug. Als das Haus nach monatelanger Arbeit fertig war, sah es mit dem überhängenden gelben Grasdach recht malerisch aus. Das Laboratorium als zehn Meter hoher Wolkenkratzer, bedeckt mit kletternden Bohnen und sprühendem Korn, das kleine Heer der schwarzen Diener und Träger, Autos, Lastwagen und Cockentaxen, Scharen von Hühnern und an-

derem Geflügel, Esel, bucklige Kühe und Kammele, schließlich — vieles in einem — Kalottatt, das alles war hinter dem hohen Zaun. Tief unten lag der grüne See, umrauscht von uralten Bäumen, deren Wipfel hier vom Dache der Welt in das weite flache Land hinausgrühten.

Manchmal kamen wir uns wie die afrikanische Ausgabe eines westlichen Handelsplatzes vor.

Uberglücklich war ich, als ich die elektrische Lichtanlage aufstellen konnte und die Räder der Maschinen anfangen, sich zu drehen. Alles klappte beim ersten Versuch; die Batterien waren tadellos in Ordnung, obwohl sie manchen Puff auf dem Weg abbekommen hatten. So hatte ich in meinem Arbeitsraum sofort Licht. Es war aber nicht meine Absicht, auch in die anderen Räume elektrische Beleuchtung zu legen, obgleich solcher Aufwand bei den Schwarzen sicher Eindruck gemacht hätte.

Es könnte komisch wirken, wollte ich hier in

Wasser, Plättbolsen, Bügelbrett fanden hier reichlich Anwendung. Diese Ausrüstung ermöglichte das lebhafteste Staunen der schwarzen Diener, die allerdings keine Sachen zu waschen hatten.

Als unser Geim fertig stand, war die Regenzeit vorbei. Natürlich hatte es nicht die ganze Zeit hindurch geregnet. Nachdem es die ersten vier oder fünf Tage wie mit Nulden gegossen hatte, begnügte sich später der Himmel gewöhnlich damit, am späten Nachmittag oder am Abend einen Guß zu schicken. In der Wüste gab es Stellen, die während der zweieinhalb Monate Regenzeit kaum einen Tropfen bekommen hatten. Wir waren froh, daß es besseres Wetter wurde, konnten wir nun doch endlich darangehen, Silber herzustellen, wozu wir ja die weite Reise über Länder und Meere nach hier gemacht hatten.

Der Einzug in das neue Haus wurde festlich bezungen. Ich hatte von Treckburen einen Ochsen gekauft, der am Spieß gebraten wurde. Eitel Freude und Jubel herrschten; aus dem Lager der schwarzen Träger klangen rauhe die wilden Gesänge durch die Nacht."

Wissen Sie schon?

Daß ein ausgewachsener Löwe eine Anzahl Sprünge von je 9 Metern Länge machen kann?

Daß ein Mly im allgemeinen zwei bis drei Kilometer lang ist?

Daß bei einem einzigen Gramm Radium ununterbrochen in jeder Sekunde 30 Milliarden Atome in Blei zerfallen und trotzdem der ganze Zerfallsprozeß etwa 8600 Jahre dauert?

Daß in tropischen Urwäldern die sogenannten Vogelspinnen derart starke Netze verfertigen, daß sich sogar Vögel, allerlei Kriechtiere und selbst kleine Säugetiere in ihnen fangen und von der Spinne ausgesaugt werden?

Daß unter der Stadt Chicago ein Güterbahnhaf von 100 Kilometern Länge sich erstreckt, auf welchem mit 150 elektrischen Lokomotiven und 8500 Wagen jährlich über eine halbe Million Wagenladungen, hauptsächlich Kohle, Äsche und Abfall, befördert werden?

Daß es in England neuerdings Versicherungen gegen Lungenentzündung gibt?

Daß Schafe auf der Weide ununterbrochen zwölf Stunden lang fressen können?

Daß bei der Hungersnot in Irland 1846 bis 1847 eine Million Menschen umkamen, bei der Hungersnot in Indien im Jahre 1866 1.5 Millionen und bei der großen allgemeinen Hungersnot im Jahre 1878 nicht weniger als beinahe 10 Millionen Menschen?

Daß die Neger Afrikas uns Weiße als Nachkömmlinge Kains betrachten, der nach der Ermordung seines Bruders Abel aus Entsetzen über seine Missetat erlebte?

Daß bei Schollen und Klumbern, die in ihrer Jugend ihre Augen regelrecht auf beiden Kopfseiten haben, eines dieser Augen später auf die Oberseite des Fisches, also auf seinen Rücken, wandert?

Die Krebssterblichkeit

Oft hört man den Gedanken vertreten, durch die fortschreitende Zivilisierung werde die Widerstandskraft des menschlichen Körpers geschwächt und die Verbreitung von gewissen Krankheiten begünstigt. Besonders der Krebs soll in den letzten Jahrzehnten zu einer immer häufigeren Krankheit geworden sein.

Ein oberflächlicher Blick in die Statistik scheint diese Meinung zu bekräftigen. Im Jahre 1901 starben in der Schweiz 4095 Personen an Krebs, im Jahre 1932 5841. Selbst wenn man die Vermehrung der Bevölkerung von 3.3 Millionen im Jahre 1900 auf 4 Millionen im Jahre 1930 berücksichtigt, wären für das Jahr 1930 bei gleichbleibender Krebssterblichkeit bloß 4900 Todesfälle durch Krebs zu erwarten gewesen.

In Wirklichkeit geht dank der medizinischen Fürsorge die Krebssterblichkeit eher zurück. Wenn man nämlich die Krebssterblichkeit nach Altersklassen berücksichtigt, erkennt man, daß 1901 bis 1902 im Alter von 30 bis 39 Jahren 2 Männer und 3.7 Frauen auf 10.000 Lebende an Krebs verstorben sind; im Jahre 1929/1931 waren es bloß 1.5 Männer und 2.4 Frauen. Und in der Altersklasse von 50 bis 59 Jahren lauten die entsprechenden Biffern 38.3 Männer und 32 Frauen 1901/1902, und 34.6 Männer und 27.7 Frauen 1929/1932.

Der scheinbare Widerspruch zwischen dem der absoluten Zunahme der Krebssterblichkeit und der Abnahme der Krebssterblichkeit nach Altersklassen läßt sich sehr leicht erklären. Die Menschen werden dank der Fortschritte der Medizin immer älter. Und daß der Krebs eine ausgesprochene Alterskrankung ist, muß mit zunehmender

Alterung der Bevölkerung der Anteil des Krebses an den Todesursachen zunehmen. Früher sind die Menschen in der Jugend gestorben und entgingen so der Gelegenheit, an Krebs zu erkranken. Im Jahre 1876/80 betrug die mittlere Lebensdauer der Männer 40.6 und der Frauen 43.2 Jahre; in den Jahren 1920/1921 stieg die mittlere Lebensdauer der Männer auf 54.3 und jene der Frauen gar auf 57.5 Jahre. Nur deshalb, weil wir alle im 20. Jahrhundert durchschnittlich 14 Jahre älter als noch vor 50 Jahren werden, wird der Krebs häufiger.

Allerdings ist der Krebs als Todesursache nicht so zurückgegangen, wie die Tuberkulose. Im Deutschen Reich betrug die Zahl der Todesfälle an Krebs im Jahre 1910 50.419 und stieg bis 1930 auf 76.567; im gleichen Zeitraum auf dem gleichen Gebiet nahm dagegen die Zahl der Todesfälle an Tuberkulose von 104.822 auf 50.648 ab.

Die Zahl der Todesfälle an Krebs ist natürlich um so geringer, je niedriger der Kulturstand des betreffenden Landes ist. Diese Tatsache ist nicht auf das geringe Auftreten des Krebses, sondern auf mangelhafte ärztliche Diagnosen zurückzuführen. Je primitiver die Verhältnisse eines Landes sind, um so leichter werden als Todesursache Krebskrankungen übersehen.

Die zunehmende Krebssterblichkeit ist nur insofern eine Zivilisationserscheinung, als mit zunehmender Zivilisation das durchschnittliche Lebensalter der Menschen zunimmt und deshalb der Krebs häufiger unmittelbare Todesursache wird.

Heiteres

Kleine Geschenke . . . Der Philosoph Montesquien tritt einst mit einem Gelehrten über ein wissenschaftliches Thema. Sie redeten sich immer mehr in Dialekt, bis schließlich der Kollege des großen Philosophen ausrief: „Sie sollen meinen Kopf haben, wenn meine Meinung nicht richtig ist!“ — „Nehme Ihr Anerbieten an,“ erwiderte Montesquien, „denn kleine Geschenke erhalten die Freundschaft!“

Drei Häßer Bier. Eben hat der Verteidiger des Bauern Origelhuber festgestellt, daß der Angeklagte schon aus diesem Grunde unschuldig sei, weil er arglos und auf nichts vorbereitet noch am Abend vor dem Brand drei Häßer Bier in sein Haus schaffen ließ . . . — „Drei Häßer Bier . . .“ fragt der Richter. „Sind Sie denn ein so großer Trinker . . .?“ — „A net . . .“ sagt der Angeklagte. „Aber i hob ma denkt, die Feuerwehreut wer'n an rechten Durst ham . . .“

Das Essen ist bereit. Familie Müller hat Kofloft eingeführt. Man muß doch schließlich etwas für seine Gesundheit tun. Die Mutter ruft jetzt immer: „Kinder, kommt rasch, das Essen wird well!“

Das macht die Hitze. „Er war so zerstreut, daß er in einen Wagen stieg, der gar nicht vorhanden war.“ — „Das ist noch gar nichts — Krause steckte ein Streichholz an, um nachzusehen, ob er das Licht ausgelöscht hatte!“

Moderne Kinder. „Warum weinst du denn? Ich habe dir doch ein Gewehr, eine Pistole, einen Säbel, einen Tank und eine Kanone gekauft. Was willst du denn noch?“ — „Ich möchte auch Giftgas haben, Mama!“

Analyse. Schummerzweig will sich weit draußen vor der Stadt ankaufen. Er ist mit dem Grundstück und dem Haus einverstanden, der Preis ist angemessen, die Zahlungsbedingungen kulant — nur das Trinkwasser ist fiesam gelb gefärbt. Schummerzweig ist in jenem Alter, in dem man für seine Gesundheit stets leicht besorgt ist. Deshalb füllt er eine Flasche voll Wasser und schickt sie seinem Hausarzt, dem Sanitätsrat Martbohrer, mit der Bitte um genaue Untersuchung. Nach drei Tagen kommt der schriftliche Bescheid zurück: „Völlig frei von Zucker und Eiweiß!“

Das Tagebuch. Sie hatten seit einer halben Stunde nebeneinander gefessen, in tiefstem Schweigen. — „Können Sie sich vorstellen, Fräulein Eva, daß ich jeden Abend vor dem Schlafengehen meine Gedanken in einem Tagebuche niederschreibe? Ist das nicht interessant?“ — „Oh, ungeheuer. Wie lange führen Sie schon ein Tagebuch?“ — „Ach, seit ein paar Jahren.“ — „Wirklich? Da müssen Sie ja schon fast die erste Seite vollgeschrieben haben.“

Redakteur. Georg II. von England erfuhr, daß sie einen Redakteur verhaftet haben. Weshalb? Weil er, um die Thronrede möglichst früh veröffentlicht zu können, sich eine aus den Fingern gezogen hatte. Der König machte den Justizminister auf den begabten Journalisten aufmerksam und wünschte: „Daß mir dieser Mensch ja milde behandelt wird! Denn ich habe unsere Reden verglichen. Seine ist bedeutend besser!“

Ehrendes Vertrauen. „Noch eines Maria, bevor Sie Ihre Stellung antreten: „Liebhaber gibt es bei mir nicht.“ — Köchin: „Das hätte ich der Gnädigen auch nicht zugetraut!“